

IV Unbekanntes aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

Jochen Golz / Eva Beck

Ein Konzept zu Schillers »Phaedra«-Übersetzung

Wer sich dem Archiv eines Autors in der Absicht nähert, einen Blick in seine Werkstatt werfen zu können, wird nicht immer erfolgreich sein. Denn die einen, Goethe etwa oder Brecht, haben Material in reicher Fülle hinterlassen und bereiten Philologen und neugierigen Lesern wahre Sternstunden, andere aber haben alle Spuren der Entstehung verwischt. Nur das vollendete Werk soll vom Kunstwillen seines Schöpfers Zeugnis ablegen.

Schiller gehörte der zweiten Richtung an. Von seinen vollendeten Dramen, von seinen großen Abhandlungen besitzen wir kein einziges vollständiges eigenhändiges Manuskript. Eigenhändige Gedichtmanuskripte tauchen gelegentlich auf und werden dann, wie die Versteigerung der Ballade »Der Graf von Habsburg« vor einigen Jahren in London zeigte, zu Höchstpreisen gehandelt. Besser steht es um die Manuskripte, die Schiller für die Auf- führung seiner Stücke an deutschen Schaubühnen von Schreibern anfer- tigen ließ und die er in der Regel mit eigenhändigen Korrekturen versah. Hier handelte es sich um Brotarbeiten, bei denen sich Schiller auf die poli- tischen und kulturellen Verhältnisse am jeweiligen Aufführungsort prag- matisch einzurichten wußte. Annähernd vollständig überliefert ist nur all das, was Schiller im Angesicht des Todes unvollendet hinterließ: seine dra- matischen Fragmente, allen voran der große Entwurf des »Demetrius«-Dra- mas, zu dem uns auch faszinierende Studien zur russischen Kulturgeschichte vorliegen.

Als Schiller am »Demetrius« saß, hatte die Krankheit zum Tode längst von ihm Besitz ergriffen. Es gehört zu den schier unglaublichen Zeichen seines Lebenswillens, daß er gleichwohl die Arbeit am Stück unterbrechen konnte, um, teils von der Absicht bestimmt, dem Freunde Goethe bei dessen Bemühungen um ein klassisches Bühnenrepertoire in Weimar beizuspringen, teils aus Gründen höfischer Konvenienz, ein Drama zu übersetzen, das am 30. Januar 1805, dem Geburtstag der Herzogin Louise, aufgeführt werden sollte. Stolz und selbstbewußt hielt Schiller am 14. Januar 1805 in sei- nem Kalender fest: »werde ich mit der Phaedra fertig, nach 26 Tagen«. Hof- theaterintendant Goethe besorgte dann die Uraufführung, sehr zum Wohl- gefallen des Herzogs Carl August, eines Liebhabers der klassischen franzö- sischen Tragödie.

Freilich konnte die Übersetzung von Jean Racines Meisterwerk in so kur- zer Zeit nur gelingen, weil Schiller sich für diese Aufgabe vorzüglich dispo- niert sah. Seit der Karlsschulzeit mit französischer Sprache und Literatur

bestens vertraut, Bewunderer so unterschiedlicher Geister wie Montesquieu, Rousseau und Diderot, hatte er bereits 1799 in der Korrespondenz mit Goethe ein ihn bedrängendes Problem reflektiert: die Eigenart der französischen Alexandriner, in der Mitte auseinanderzuklaffen – und so im Deutschen einen unerträglichen Leierton zu erzeugen. Schiller zog darum für seine Übersetzung den eigenen klassischen Dramenvers, den Blankvers, vor, was ihm Jahrzehnte später noch das Lob des sprachmusikalisch überaus sensiblen Franz Grillparzer eintrug. In dessen »Gespräch im Elysium« (zwischen Friedrich dem Zweiten und Lessing) nennt der Preußenkönig Schiller den »deutschen Racine« und bedeutet Lessing: »Lies seine Übersetzung der Phädra und du wirst glauben, Racine habe sich selbst übersetzt«.

Wie aber ist das abgebildete Blatt auf uns gekommen? ›Schuld‹ daran ist Schillers Ruhm, der nach seinem Tod erst recht gewaltig anschwellte. Die Verehrer des Dichters verlangten nach Zeugnissen seines Erdenlebens, mochten es Haarlocken oder Zeilen von des Toten Hand sein, und dessen Nachfahren waren durchaus geneigt, solche Verehrerwünsche zu erfüllen. Ihnen kam entgegen, daß Schiller im Falle des »Wilhelm Tell« und der »Phädra« offenkundig die Spurentilgung nicht mehr konsequent betrieben hat. So hatten Schillers Witwe und seine Kinder keine Bedenken, aus den noch vorhandenen eigenhändigen Arbeitsmanuskripten in Folioformat – in der Regel Vorlagen für die Abschriften des Dieners Rudolph – Zeilen auszuscheiden und sie Schiller-Verehrern zukommen zu lassen. Ein »Phädra«-Fragment in der Universitätsbibliothek Amsterdam enthält auf der Rückseite die Notiz: »Des großen Schillers Handschrift«.

Ein Flickenteppich von eigenhändigen Fragmenten ist entstanden, aufbewahrt an vielen Orten in der Welt, manches noch im Privaten verborgen. Daß heutzutage überraschende Funde ans Licht treten können, beweist unser Blatt, 2006 aus Dresdner Privatbesitz ins Weimarer Archiv gelangt.

Interessanterweise findet sich das Manuskript eingebunden in eine Ausgabe »Wallstein, Tragédie en cinq actes et en Vers«, Paris 1809, also einer französischen Bearbeitung von Schillers »Wallenstein« aus der Feder von Benjamin Constant de Rebecque. Der Band stammt ursprünglich aus dem Besitz von Charlotte von Schiller. Bei dem Fragment handelt es sich um den oberen Teil eines Folioblattes, das in der rechten oberen Ecke die Nummerierung »10« aufweist. Auf der Vorderseite stehen die Verse 700 bis 711 und auf der Rückseite die Verse 724 bis 733 aus der fünften Szene des zweiten Aktes, einem Gespräch zwischen Phädra und ihrem Stiefsohn Hippolyt. Im Rahmen des 26tägigen Arbeitsprozesses gehört dieses Manuskriptbruchstück in eine zweite Phase, in der Schiller von seiner ersten »Rohübersetzung« (H1) eine eigenhändige Abschrift anfertigte und diese nochmals durchkorrigierte. Die so entstandene korrigierte Reinschrift (H2)

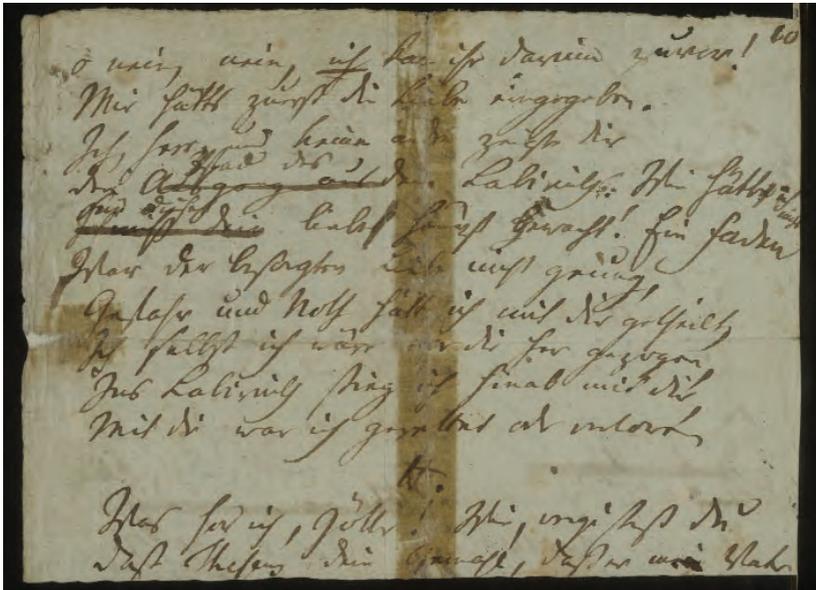
ist allerdings nicht völlig identisch mit dem Text der endgültigen Druckfassung. Das läßt darauf schließen, daß sie – wie oben angedeutet – als Vorlage für eine Abschrift des Dieners Rudolph gedient haben könnte, die, wiederum nach einer letzten Überarbeitung durch Schiller, die nicht überlieferte Druckvorlage bildete. (Vgl. auch Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd. 15 II, 1996, S. 576ff.)

Die folgende Abschrift gibt linksbündig die gültige Textfassung unter Einbeziehung der Korrekturen wieder, vor den entsprechenden Versen erscheint leicht eingerückt der Wortlaut ihrer Vorstufe. Dabei ist bemerkenswert, daß Schiller die für Vers 732 zunächst vorgenommene Veränderung in einem zweiten Korrekturgang wieder verwirft und zu seiner ersten Fassung zurückkehrt.

[Phädra]

[...]

- [V.700] O nein, nein, ich kam ihr darinn zuvor!
 Mir hätt's zuerst die Liebe eingegeben.
 Ich, Herr, und keine andre zeigte dir
 Den Ausgang aus dem Labirinth. Wie hätte
 Den Pfad des Labirinth's: Wie hätt ich nicht
 Ich nicht dein liebes Haupt bewacht! Ein Faden
 Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
 [V.705] War der besorgten Liebe nicht genug,
 Gefahr und Noth hätt ich mit dir getheilt,
 Ich selbst ich wäre vor dir her gezogen,
 Ins Labirinth stieg ich hinab mit dir,
 Mit dir war ich gerettet oder verloren
 H.[ippolyt]
- [V.710] Was hor ich, Götter! Wie, vergissest du
 Daß Theseus dein Gemahl, dass er mein Vater
 [...]



Friedrich Schiller
 Übersetzung von: Jean Baptiste Racine »Phädra«. Konzept; Vorderseite
 Goethe- und Schiller-Archiv 83/75,2c

[Rückseite]

[Phädra]

[...]

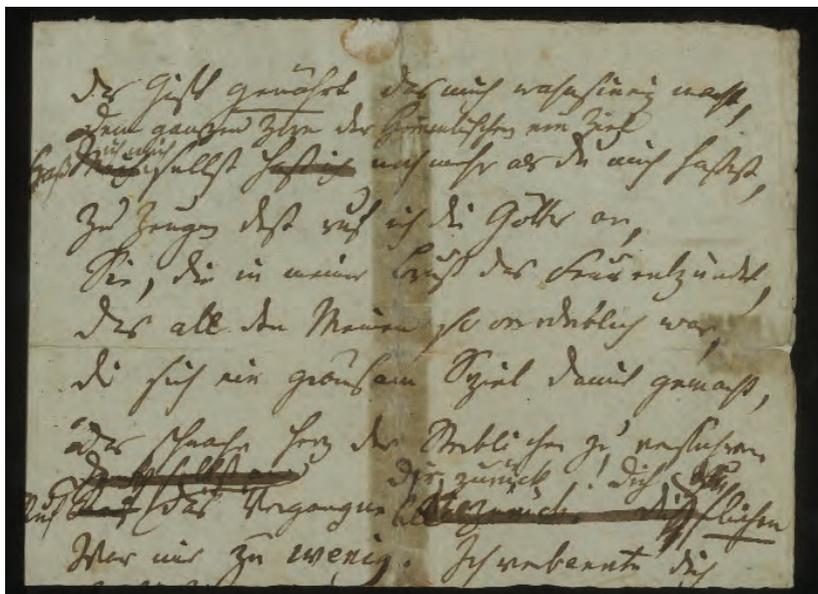
[V.725] Das Gift genährt das mich wahnsinnig macht,
Dem ganzen Zorn der Himmlischen ein Ziel
Mich selbst hass ich noch mehr als du mich hassest,
Haß ich mich selbst noch mehr als du mich hassest,
Zu Zeugen deß ruf ich die Götter an,
Sie, die in meiner Brust das Feur entzündet,
Das all den Meinen so verderblich war,
[V.730] Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.

(a) Ruf das Vergangne dir zurück. Dich fliehen

(b) Denk selbst an das Vergangne! Dich zu fliehen

Ruf das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich

[...]



Friedrich Schiller

Übersetzung von: Jean Baptiste Racine »Phädra«. Konzept; Rückseite
Goethe- und Schiller-Archiv 83/75,2c